

# Menschen und Zahlen

## Bemerkungen zur quantifizierenden Methode

Von Gerd Wunder

Ein Gespenst geht um in der öffentlichen Meinung, in der veröffentlichten Meinung und bis in die Wissenschaft hinein: das Gespenst der Zahl. Es liegt offensichtlich im Zuge der Zeit, wenn die Menschen immer mehr dem Zauber der Zahl verfallen. Es mag mit dem Siegeszug der exakten Naturwissenschaften zusammenhängen, daß auch die Geisteswissenschaften von mathematischen und naturwissenschaftlichen Methoden – oder dem, was sie dafür halten – bezaubert sind. Zahlen und Zählbares scheinen Probleme zu lösen, denn sie liefern hieb- und stichfestes Beweismaterial, nachprüfbare Belege, deren die Geisteswissenschaften so oft ermangeln. Sie helfen uns, den Täuschungen des Sehvermögens oder den trügerischen Gefühlen und Eindrücken zu entgehen. Zählen, sogar auszählen scheint besser zu sein, als nur bezeichnende Beispiele aufzuzählen und aufzureihen.

Zweifellos können *Erkenntnisse* aus gezählten Tatsachen gewonnen werden. Man kann Getreidepreise und Autos zählen, den Bierkonsum wie die Berufsverteilung, Steuersummen und ihre Aufgliederung unter Reiche und Arme, Haushaltungsvorstände und Hausbesitzer. Man kann die Namen der zinspflichtigen Bauern im Pariser Becken zur Karolingerzeit und die in Pfalzen ausgestellten Urkunden der Könige zählen, den Wohlstand der Metzger und die Bescheidenheit der Schuster mit Zahlen belegen. Arthur E. Imhof<sup>1</sup> legt höchst interessante Zahlen vor über Kinderreichtum und Sterblichkeit, über die Abstände der Geburten in Stadt und Land und die Monate der häufigsten Geburten. Auf dem Lande sagt man bei uns wohl noch heute, eine Frau, die kurz vor oder während der Ernte im Kindbett liegt, sei eine Faule<sup>2</sup>. Das Sterbealter ist in unserem Jahrhundert im allgemeinen hinaufgerückt, und Imhof stellt die Frage: Was machen wir mit den gewonnenen Jahren? Zweifellos ist es eine beweiskräftige Aussage, wenn wir etwa feststellen, daß in einer Stadt im Dreißigjährigen Krieg statt der 90 Toten eines Normaljahres innerhalb von nur 4 Monaten 780 Tote aus der Stadt und weitere 200, die in die Stadt geflüchtet waren, begraben wurden<sup>3</sup> oder daß in einem Dorf von durchschnittlich 9 Kindern eines Ehepaars nach dem Kriege nur noch eines oder höchstens zwei lebten<sup>4</sup>. Keiner der großen Weltkriege hat bisher solche Verluste für die Bevölkerung mit sich gebracht. Damit können die Arbeiten aus der Schule Hoenigers<sup>5</sup>, die beweisen wollten, daß es damals gar nicht so schlimm gewesen wäre und daß Städte wie Hamburg oder Ulm im Kriege sogar gewonnen hätten, beiseite gelegt werden.

Aber bei der *Bewertung* der gewonnenen Zahlen ergeben sich doch Einschränkungen. In welchen Pfalzen verweilt Barbarossa länger, in welchen hielt er sich nur

beiläufig oder zufällig auf, wo wurden die Urkunden ausgestellt, die – vielleicht zufällig – erhalten sind? Bereits Schlesinger<sup>6</sup> hat auf die Grenzen der zählenden Methode hingewiesen. Aber läßt sich überhaupt das Itinerar nach ausgestellten Urkunden sicher feststellen? Von Friedrich III. wissen wir, daß er einen Umweg gemacht hat, völlig abweichend von der kürzesten Reiseroute, um das Ehrengeschenk einer Reichsstadt entgegenzunehmen, das ihm beim ersten Besuch zustand<sup>7</sup>. Wir wissen mittlerweile auch, daß die erste schriftliche Bezeugung eines Vorgangs keineswegs den Vorgang oder gar das erste Vorkommen beweist: die Wandersage von den Weibern von Weinsberg gewinnt dadurch nicht an Wahrscheinlichkeit, daß der Mönch von Paderborn sie als erster in Deutschland aufzeichnet<sup>8</sup>, und die Sage von der Bürgermeisterin von Crailsheim, die nach langer Belagerung die Feinde durch den Anblick ihres wohlgerundeten Sitzteils zum Abzug veranlaßt, hat so viele Vorgänger bis in den Orient hinein, daß ihre Tatsächlichkeit füglich bezweifelt werden kann. Sobald aber die Elemente der Zählung zweifelhaft werden, gerät die ganze Auszählung in Unsicherheit. Die Quadratmeilen eines Landes sagen etwas über seine Fläche, aber wenig über seinen Wert aus, man vergleiche nur das Herzogtum Bayern mit der Pfalz bei Rhein. Wie viele Prozesse Frankfurter Bürger um ihren Landbesitz außerhalb der Stadt führten<sup>9</sup>, sagt nur sehr bedingt etwas aus über die Größe und Bedeutung dieses Landbesitzes. Und wenn gar mit Hilfe elektronischer Datenverarbeitung ermittelt wird, daß der reichste Bürger einer Stadt auch am meisten Land oder Geld besaß, so ist diese Erkenntnis keineswegs umwerfend. Leider gleichen unsere Statistiken oft der Rechnung eines Mannes, der Kamele, Kastanien und Kokosnüsse zusammenzählte.

Das gilt natürlich in besonderem Maße für die *Zählung von Menschen*. Sind Menschen – als Menschen – wirklich zählbar und teilbar? Zweifellos können wir Menschen in bezug auf eine Eigenschaft zählen: etwa ihre Staatsbürgerschaft, ihre Steuerkraft, das erlernte und das ausgeübte Gewerbe, ihre Krankheiten oder ihre Augenfarbe. Aber wir stutzen bereits, wenn etwa alle Träger gleicher Familiennamen im Rate einer Reichsstadt ausgezählt und als »Familie« oder gar als »Sippe« subsummiert werden. Die Angehörigen des verbreiteten Namens Hoffmann im Rate von Windsheim<sup>10</sup> gehören nur zur Hälfte einer Familie an; aber auch die Pfinzing im Rate von Nürnberg<sup>11</sup> können zu zwei weit entfernten Familienzweigen gehören, deren Angehörige trotz gleichen Namens einem Schwager oder Vetter anderen Namens viel näher stehen mögen. Die Volland im Ravensburger Rat<sup>12</sup> können gar einer evangelischen und einer katholischen Partei, also entgegengesetzten Gruppierungen, zugeschrieben werden, so daß die Gesamtzahl im Rate nichts aussagt. Dasselbe gilt für Aussagen der Quellen über Krankheiten, etwa das Wort »Pest« oder »Auszehrung«, das ganz verschiedene medizinische Ursachen bezeichnen kann. »(Der Historiker) ist sich darüber klar, daß er nur solche Gegenstände zusammenzählen kann, die qualitativ gleichartig sind; die Gleichartigkeit muß definiert werden«, bemerkt Ohler<sup>13</sup>. Noch schwieriger ist die Deutung gefundener Zahlenverhältnisse. Es ist klar, daß sowohl Kinderzahl wie Abstände zwischen den Kindern, ja Heiratsalter im Anerbengebiet (bei geschlossener Vererbung) anders

ausfallen müssen als im Gebiet der Realteilung, bei Kornbauern anders als bei Weinbauern.

Sobald wir ein umfangreiches Zahlenmaterial befragen, sind wir darauf angewiesen, mit dem arithmetischen *Durchschnitt* zu arbeiten. Die Beziehung auf den Durchschnitt ermöglicht es uns, beispielsweise Vermögenslisten verschiedener Zeiten und Orte zu vergleichen, ohne auf die veränderte Kaufkraft Rücksicht nehmen zu müssen. Er befreit uns von der Verpflichtung, absolute Zahlen zu erschließen. Wenn z. B. in Windsheim fahrende und liegende Habe verschieden besteuert wurde, die Stadtrechnungen aber nur die Gesamtsumme der Steuer angeben, ohne wie in Konstanz die Steuer für fahrende und liegende Habe getrennt anzugeben, so ermöglicht es die Beziehung zum Mittelwert, Vergleiche anzustellen. Natürlich ist der Durchschnitt nur bei großen Zahlen wirklich aussagefähig. Bei den rund 500 Steuerzahlern der kleinen Reichsstadt Windsheim kann bereits der überreiche Hans Vock mit dem 46fachen Mittelwert die Statistik verschieben<sup>14</sup>. Aber es ist doch aufschlußreich, wenn wir etwa beobachten<sup>15</sup>, daß im Jahr 1545 der Stuttgarter im Durchschnitt 321, der Reutlinger 223, der Haller 570, der Tübinger 250 und der Angehörige der Tübinger Universität 920 Gulden versteuert. Hier wird der wirtschaftliche Rang der Reichsstädte und der Landeshauptstadt, aber auch die Bedeutung der Universität in der Stadt sichtbar. Es ist eingewandt worden, daß Durchschnittszahlen einen mittleren Wohlstand vortäuschen, der tatsächlich nicht existiere<sup>16</sup>. Das wäre der Fall, wenn wir diese Mittelwerte als absolute Zahlen nehmen wollten. Wer aber mit solchen Zahlen arbeitet, weiß, daß er die Streuung berücksichtigen muß. Wir arbeiten ja nicht mit den Durchschnittszahlen, sondern mit der Beziehung zum Durchschnitt. Schon Spengler hat als die eigentliche Denkform des Abendlandes das funktionale Denken beschrieben, das Denken in Beziehungen. In der Schule kann die Durchschnittsnote 3 sich aus Zahlen zwischen 2,5 und 3,5 zusammensetzen, aber auch aus Zahlen zwischen 1 und 5 – jeder Lehrer weiß, daß damit grundverschiedene Schulklassen charakterisiert sind. Daher fragt es sich, ob es einen Sinn hat, für so kleine Größen wie Schulklassen Durchschnitte zu errechnen und sie etwa mit einem fiktiven »Landesdurchschnitt« zu vergleichen, um die Qualität von Lehrern und Schülern zu messen – weder die Mannigfaltigkeit des Lebens noch die Qualität ist damit erfaßt.

Dagegen erfassen wir eine wirtschaftliche und soziale Veränderung, wenn wir beobachten, daß in einer Reihe von Städten um 1400 der reichste Mann 40–50mal den Durchschnitt besitzt, um 1550 jedoch nur 10–20mal<sup>17</sup>. Offenbar sind in dieser Zeit viele große Vermögen verschwunden oder aufgeteilt worden, und es haben sich in diesen Städten keine neuen gebildet (von so wichtigen Ausnahmen wie im kleinen Hans Vock in Windsheim, im großen die Fugger in Augsburg abgesehen). Ein anderes Beispiel für die »Aussagen« von Durchschnittszahlen und ihre Grenze bieten etwa 800 ausgezählte schwäbische Kleinbürger- und Bauernfamilien aus dem 16. bis 18. Jahrhundert<sup>18</sup>. Hier waren im Durchschnitt bei der ersten Heirat die Männer 3 Jahre älter als ihre Frauen (aber der älteste war 12 Jahre älter, der jüngste 8 Jahre jünger). Die Männer heirateten zum ersten Mal mit 25 (aber einer erst

mit 37, ein anderer schon mit 19), die Frauen heirateten zum ersten Mal mit 22 (aber eine mit 39, eine mit 15). Das Beispiel zeigt, daß Durchschnittszahlen fiktiv und unreal sind: für den Einzelfall, das Ehepaar, das uns interessiert, die Biographie, die wir brauchen, sagt der Durchschnitt nichts aus; im Leben geht es anders zu, und für die Wirklichkeit, die uns begegnet, sind die tatsächlichen Zahlen entscheidend, nicht die errechneten – erdachten – letztlich unwirklichen Durchschnitte. Was die Wirtschafts- und Sozialstatistiken betrifft, mit denen sich der Verfasser jahrzehntlang beschäftigt hat, so wird man bei der Einordnung der Menschen in verschiedene Vermögensgruppen einen Faktor mitbedenken müssen, der sich in Zahlen nicht niederschlägt: das *soziale Bewußtsein*<sup>19</sup> eines Anfängers oder Altsitzers im Handwerk, einer armen Pfarrerswitwe, deren Nachlaßinventar das Aufschreiben nicht lohnt, oder eines verschuldeten Verschwenders wird nicht vom Vermögensstand bestimmt. Er wird sich, auch wenn er wenig versteuert, nicht als Stadtkarmer oder »Proletarier« fühlen (wenn wir diesen Ausdruck überhaupt aus der römischen Antike in unsere Stadtlandschaft übertragen dürfen). Schon Aydelotte, der sich für die Verwendung statistischer Methoden in der Geschichtsforschung einsetzt<sup>20</sup>, hat vorsichtig formuliert: »Im Laufe der vergangenen Generation ist eine Reihe von Historikern zu der Erkenntnis gekommen, daß Zählen, sofern die Umstände es erlauben, bei der Erklärung einer begrenzten Gattung historischer Probleme hilfreich sein kann.« (Sperrungen von uns.)

Noch problematischer und unwirklicher wird die heute so beliebte *Wahrscheinlichkeitsrechnung*. Als Zwillingsschwestern namens Brown zusammen den 100. Geburtstag erreichten, meldete die Presse, die Chance für ein Zwillingsspaar, den 100. Geburtstag zu erleben, betrüge 1 zu 700 Millionen. Abgesehen davon, daß in der Zeit verlängerter Lebenserwartung auch bei eineiigen Zwillingen dieser Fall häufiger eintreten könnte, sagt diese Zahl faktisch ebensowenig aus wie die Berechnung, daß bestimmte gefährliche Unfälle nach der errechneten Wahrscheinlichkeit erst in Tausenden oder Millionen Jahren wiederkehrten oder erstmalig auftreten könnten. Denn diese »Rechnung« besagt ja nichts darüber, daß sie schon morgen zum ersten Mal und übermorgen zum zweiten Mal passieren können. Und nur das ist für die Betroffenen wichtig. Ebenso unwirklich ist es, wenn immer wieder versichert wird, daß die Mönche im Mittelalter nur eine Lebenserwartung von 20, 25 oder 28 Jahren gehabt hätten, denn es gab auch damals Achtzig- oder Neunzigjährige, die vielleicht für das Leben im Kloster mehr Bedeutung hatten als die »durchschnittlichen« Mitbrüder. Die »Lebenserwartung« ist ohnehin ein fragwürdiger Begriff. Eine Zeitungsnotiz besagt: »Ein Kind, das heute geboren wird, hat mehr Chance, in psychiatrische Behandlung zu kommen, als das Abitur zu machen.« Hier sind offensichtlich unvergleichbare Begriffe zueinander in Beziehung gesetzt. Aber was sagt diese Behauptung real aus? Ist es nicht eine Spielerei mit modischen Patientenzahlen? Ähnlich ist es mit Aussagen über Verkehrsunfälle oder gefährliche Krankheiten, die »nur noch« in so und so vielen Prozentsätzen vorkämen und seit dem vorletzten Jahr rückläufig seien: was uns betrifft – und betroffen macht – ist der eine, einzigartige und trostlose Fall, unabhängig davon, in welche statistische Ordnung er

eingereiht werden kann<sup>21</sup>. Selbst Imhof versteigt sich zu dem Satz<sup>22</sup>: »Wer als Frau in Schweden geboren wird, hat heute durchschnittlich ein Alter von 81,6 Jahren zu erwarten, wer als Mann in Österreich geboren wird, 68,5 Jahre.« Nicht viel anders ist das Ergebnis einer französischen Untersuchung, die Imhof anführt: ein 35jähriger Lehrer habe noch 41 Lebensjahre zu erwarten, ein Tagelöhner gleichen Alters 34 Jahre. Das mag für die Versicherungsmathematiker wichtig sein, die dann allerdings auch den Ausnahmefall in Kauf nehmen müssen, für das wirkliche Leben sind aber Aussagen in dieser Form Unsinn. Der unbestimmte Artikel ist dabei noch glaubhafter, als die bestimmte Aussage »Wer«. Aber beide Behauptungen sagen nichts über den Menschen und den Einzelfall, und wir leben ja alle als Menschen nur im Einzelfall. Was die besseren Lebensaussichten der Oberschicht betrifft, so wissen wir aus den Todesanzeigen unserer Zeitungen, daß Generäle, Juristen, aber auch Diakonissen häufig ein sehr hohes Alter erreichen. Aber wir sehen ebenso, daß viele Unternehmer und Manager einen frühen Tod erleiden, daß oft Rentner und Pensionäre kurz nach Erreichung der Altersgrenze sterben. Es mag sein, daß früher diejenigen länger lebten, die sich einen Arzt leisten und auf ihre Beschwerden Rücksicht nehmen konnten. Aber heute wird das nicht mehr im gleichen Maße gesagt werden können. Dazu kommt ein psychologischer Faktor: Wir wissen alle und erfahren es täglich, daß diejenigen, die sich im Alter zu beschäftigen wissen, sei es im Garten oder am Schreibtisch, kritische Jahre besser überstehen, als diejenigen, die der bisher keineswegs geliebten beruflichen Arbeit nachtrauern. Das haben auch die Gefangenenlager nach den Weltkriegen gezeigt: wer in Gedanken spazieren gehen konnte, litt weniger, als wer nur dumpf den Stacheldraht anstarrte, völlig unabhängig davon, ob er sich zur einstigen »Oberschicht« oder »Unterschicht« rechnete.

Wir kommen zu einer ersten *Zusammenfassung*. Zahlen sind aussagekräftig und nachprüfbar. Sie geben uns Anhalt für viele interessante Fragen. Ohler<sup>23</sup> bemerkt: »(Der Historiker) wird zählen, was zählbar ist, und messen, was meßbar ist, und versuchen, zähl- und meßbar zu machen, was es noch nicht ist.« Hier allerdings wird er besonders kritisch und vorsichtig verfahren müssen. Denn Zahlen sind auch Krücken, die wir wegwerfen müssen, sobald unsere Beine uns wieder tragen. Wir dürfen nicht nur zählen, wie dies heute in Pressenachrichten über neue Feststellungen irgendwelcher Teams von Gelehrten immer wieder berichtet wird, wir müssen auch wägen – oder »gewichten«, wie man heute zu sagen pflegt. Zahlen geben einen gewissen Anhalt, sie geben Annäherungswerte, aber keine festen Ergebnisse. Die Statistiker führen gern als Beispiel jenes Dorf an, in dem es mehr Störche und (daher?) auch mehr Geburten gab – das Dorf war größer als die Nachbardörfer. Zahlen befreien uns also nicht von der Verpflichtung zu denken, Ursachen und Wirkungen zu unterscheiden. Forschen heißt nicht zusammenzählen und teilen, sondern begründen und folgern. Im Abendland ist das Denken und Forschen immer noch bestimmt durch die Anschauungsformen von Raum und Zeit, durch Kategorien wie Einheit und Kausalität.

Bei Ohler lesen wir<sup>24</sup>: »Vor dem Hintergrund des Allgemeinen, sich millionenfach

Wiederholenden tritt die Eigenart des *Individuellen* hervor. Quantitative Methoden bieten die Möglichkeit, das Besondere vom Allgemeinen abzuheben, vage Vermutungen sowie Hypothesen auf ihren Realitätsgehalt hin zu überprüfen. « Diese Probe auf die Realität – und zugleich einen Einblick in die »Eigenart des Individuellen« geben die Tausende von Einzelfällen, die örtlichen, zeitlichen, persönlichen Beispiele. Sie vermitteln einen Inhalt des Lebens, den Zahlen nie ausdrücken können. So wie in den letzten 30 Jahren die Landesgeschichte Anerkennung fand als Probe auf die Realität allgemeiner Aussagen, als Konkretisierung von Zeitströmungen, so kann auch die vielfach vernachlässigte Biographie eine Probe auf die Realität allgemeiner Behauptungen darstellen. Es sind nicht nur Unterhaltungsbedürfnisse, die die *Biographie* beim Leser immer wieder beliebt machen. Gewiß soll es nicht das Ziel der Biographie sein, »Helden und Heldenverehrung« im Sinne Carlyles zu propagieren, aber sicher auch nicht, einen »verheerten Friedrich« an die Stelle des verherrlichten Friedrich Barbarossa zu setzen<sup>25</sup>. Wir müssen versuchen, Menschen der Vergangenheit wie der Gegenwart aus ihrer Zeit, aus ihrer Umwelt zu erklären, aber wir dürfen auch das hervorheben, was unsere Zeit besonders anspricht, wenn wir es deutlich als unseren Zusatz zur geschichtlichen Aussage kennzeichnen. Galten lange Zeit Kriegshelden als die eigentlichen Bewegter der Geschichte und Mehrer des Staats als die besten Staatsmänner – Mommsens Cäsar oder der Napoleon der unerschöpflichen Heldenlegenden –, so läßt sich der heutige Mensch mehr von den sogenannten Helden des Friedens, den Helfern und Heilern ansprechen. Nicht mehr die »rücksichtslos durchgreifende Herrschernatur« eines Heinrich des Stolzen, sondern die Friedensbemühungen eines Konrad III. finden unser Interesse<sup>26</sup>. Das heißt natürlich nicht, daß wir Eroberer zu Wohltätern »umfunktionieren« dürfen: wir werden uns immer auch um die Maßstäbe der damaligen Zeit und die Wertungen der späteren Zeiten kümmern müssen und versuchen, beide Seiten der Porträtbüste in den Blick zu bekommen.

Vor allem aber erscheint der Einzelfall vor dem Hintergrund des Allgemeinen. Wir müssen versuchen, ihn im Zusammenhang seiner Umwelt und in seiner Besonderheit zu sehen. Wir müssen fragen, ob er für seine Zeit, seinen Ort, seinen Stand typisch ist oder eine Ausnahme bildet. Man könnte vielleicht auch sagen, daß in jeder Biographie Typisches und Außergewöhnliches verbunden ist. Vergleichende Lebensbeschreibungen sind seit Plutarch ein dankbares Thema<sup>27</sup>. Wenn wir mit Hilfe der Zahlen die Gesellschaft der Vergangenheit zu begreifen suchen, werden wir in der Biographie die Realität finden – selbst wenn sie Grenzfälle darstellt. Die Biographie ist sozusagen der menschliche Zugang zur Geschichte, das Gegenbild zur Verallgemeinerung der Zahlen. Im Einzelfall spiegelt sich die Wirklichkeit. Wir sind durch Zwänge jeder Art bestimmt, so wird heute gerne gesagt, und wer wollte leugnen, daß wir im Leben vielen Zwängen unterworfen werden. Aber der Mensch ist das Lebewesen, das Nein sagen kann. Ob wir uns den »Zwängen« unterwerfen, entziehen oder sogar widersetzen, das macht einen großen Unterschied für unser persönliches Leben und vielleicht auch für andere aus. Der einzelne agiert meist weniger als er reagiert oder erleidet. Aber eben darin wird er zum

Zeugen seiner Zeit. Wie sich die Welt- und Nationalgeschichte erst in der Landes- und Ortsgeschichte verwirklicht, so verwirklicht sich die Gesellschaft erst in der Individuation, im Einzelnen. Damit gewinnt die Biographie eine neue Bedeutung. Sie gibt einen Einblick in »die Natur der menschlichen Dinge«, wie mein Lehrer Johannes Haller zu sagen pflegte.

Es ist wohl die Aufgabe des Historikers, unablässig und immer neugierig zu versuchen, herauszubekommen, wie es eigentlich gewesen ist, und zu fragen, warum es so gewesen ist.

Der Beitrag gibt einen Gedankengang wieder, den der Verfasser in verkürzter Form im Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster am 23. Juli 1982 bei der Überreichung des Goldenen Doktordiploms vortrug.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Arthur E. Imhof: Die gewonnenen Jahre. 1981.
- <sup>2</sup> H. Decker-Hauff: Geburtenplanung im 16. Jahrhundert? Vortragsbericht. In: Südwestdeutsche Blätter f. Familienforschung 15,3 (1976) S. 123.
- <sup>3</sup> G. Wunder: Die Bürger von Hall. 1980. S. 15.
- <sup>4</sup> Tausend Jahre Sulzdorf. 1976. S. 249.
- <sup>5</sup> Robert Hoeniger, zuerst Preuß. Jahrbücher 138 (1909).
- <sup>6</sup> W. Schlesinger: Bischofsitze, Pfalzen und Städte im Itinerar Barbarossas. In: Aus Stadt- und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift für E. Maschke. 1975. Bes. S. 3, 47, 56.
- <sup>7</sup> G. Lenckner: Ein unbeachteter Kaiserbesuch in Hall. In: WFr 42 (1958) S. 181.
- <sup>8</sup> Vgl. G. Wunder: Konrad III. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 14 (1980), hier S. 25.
- <sup>9</sup> Vgl. E. Orth: Grundbesitz von Frankfurter Bürgern (Vortrag beim 13. Kolloquium des Kuratoriums für vergleichende Städtegeschichte 1982).
- <sup>10</sup> G. Wunder: Die Bevölkerung der Reichsstadt Windsheim 1546. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 40 (1980) S. 41.
- <sup>11</sup> P. Sander: Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs 1431–1440. 1902.
- <sup>12</sup> A. Dreher: Das Patriziat der Reichsstadt Ravensburg. In: ZWLG 23 (1964), hier S. 72 u. a.
- <sup>13</sup> Norbert Ohler: Quantitative Methoden für Historiker. Eine Einführung (Becksche Elementarbücher). 1980. S. 195.
- <sup>14</sup> Wunder (wie Anm. 10) S. 34, 35, 39.
- <sup>15</sup> G. Wunder: Die Stuttgarter Steuerliste von 1545 (Veröff. d. Archivs der Stadt Stuttgart 26). 1974. Hier S. XXXX.
- <sup>16</sup> E. Weyrauch: Zur Auswertung von Steuerbüchern mit quantifizierender Methode. In: Festgabe für E. W. Zeeden. Reformationsgeschichtliche Studien und Texte. Supplementband 2. 1976. S. 116; dazu G. Wunder in: WFr 62 (1978) S. 214.
- <sup>17</sup> Wunder (wie Anm. 10) S. 39.
- <sup>18</sup> Ahnentafel Otto Stoekle mit allen Kindern (Großvater des Verfassers).
- <sup>19</sup> G. Wunder: Die Sozialstruktur der Reichsstadt Schwäbisch Hall im späten Mittelalter. In: Theodor Mayer: Vorträge und Forschungen 11 (1966), hier S. 44.
- <sup>20</sup> William O. Aydelotte: Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft. In: H.-U. Wehler: Geschichte und Soziologie (Neue wissenschaftl. Bibliothek 53). 1972; zitiert bei Ohler (wie Anm. 13).
- <sup>21</sup> Vgl. Robert Musil (Der Mann ohne Eigenschaften), Schilderung eines Unfalls: »Man ging fast mit dem berechtigten Eindruck davon, daß sich ein gesetzliches und ordnungsgemäßes Ereignis vollzogen habe. Nach den amerikanischen Statistiken, so bemerkte der Herr, werden dort jährlich durch Autos 190000 Personen getötet und 450000 verletzt...«.
- <sup>22</sup> Imhof (wie Anm. 1) S. 105 (die folgenden Beispiele S. 107, 109).
- <sup>23</sup> Ohler (wie Anm. 13) S. 195.
- <sup>24</sup> Ebd. S. 196.
- <sup>25</sup> Friedrich Heer: Die Tragödie des Heiligen Reiches. 1952.
- <sup>26</sup> Wunder (wie Anm. 8); vgl. auch W. Goetz: Konrad III. In: Historischer Verein Mittelfranken 89 (1982) S. 17–34.
- <sup>27</sup> Versuche vergleichender Lebensbeschreibungen siehe: Nagel und Büschler, Widmann und Herolt in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 7 (1960).